

Von dieser Zeitung erscheint wöchent-
lich eine Nummer von in der Regel
zwei Bogen in Umschlag. — Preis des
ganzen Jahrgangs von 52 Nummern
8 Thlr.

Insertionsgebühren für die gespaltene
Petitzelle 1 Ngr. — Abonnement neh-
men alle Postämter, Kunst- und Buch-
handlungen an. Vom Verleger direct
bezogen kostet der Jahrg. nur 6 Thlr.

Abend.



Zeitung.

Sechsendreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Zweiter Jahrgang.

No. 11.

Donnerstag, am 11. März.

1852.

Die beiden Pförtners.

(Fortsetzung.)

5.

In heitern Gesprächen ging in dem Familien-
saal auf Schloß Meiritz der Regierungsrath Lin-
dau und Herr v. Pförtner auf und ab. „Aber
sage mir, alter Knabe,“ begann der Letztere, „wie
bist Du denn auf den wunderbaren Einfall gekom-
men, mir um meiner Verwandten willen eine
Schmetterlingsrolle in meinen alten Tagen zu-
theilen zu wollen?“

„Sieh, alter Freund, dazu hatte ich meine gu-
ten Gründe. Der Hauptmann, Dein Nefse, ist
ein schlauer Fuchs und seine Maßregeln, um Dich,
meine alte ehrliche Seele, zu erkennen, werden Dir
und mir gewiß heitre Stunden bereiten. Du hät-
test, mein lieber Pförtner, in Deiner gewöhnlichen
Weise gewiß zu ihm gesagt: „Kinder, ich habe des
Plunders von Geld mehr als ich bedarf. Euer
Vater hat das Erbe, welches von meinem Vater
mir zukam, und welches er widerrechtlich an sich
zu bringen gewußt hatte, durch seinen letzten Wil-
len mir zurückgegeben. Er hat, um sein Gewis-
sen zu beruhigen, was der selige Vater schon bei

seinem Leben beabsichtigte, jener aber zu hintertrei-
ben suchte, das Majorat als ein freies Erbgut von
dem Landesfürsten anerkennen lassen. Darum
habe ich an seinem Sterbebett durch meinen Freund
Lindau meine Versöhnung ihm zuflüstern lassen!
nehmt daher mit freudigem Herzen mein Vermö-
gen, und gebt ein Pläschen mir in eurem Hause,
auf dem, von Eurer Liebe gepflegt, die Augen zum
ewigen Schlummer ich einst schließen kann.“ Siehst
Du, so würdest Du sprechen, und Dein Geld,
Freund, würde ohne Prüfung an einen Mann kom-
men, dessen Habsucht und schmutziger Geiz eben so
groß ist, als der seines Vaters, eines Mannes, der
durch seine Intriguen Dein Glück, und durch den
heftigsten Jähzorn auch Dein Leben bald vernichtet
hätte.“

„Freund, wecke diese trübe Erinnerung nicht in
meiner Brust,“ sprach mit sanfter Stimme Herr v.
Pförtner. „Wie es keinen Zufall in der weisen
Ordnung des höchsten Weisens giebt, und Alles in
genauer Verbindung mit dem Gange unsers Lebens
steht, so war auch mir von einer höheren Hand
bereitet, daß mein Bruder in einem Anfall von
Wuth, als ich einige seiner Handlungen dem Vater
mittheilen und den Charakter seines Lieblingssohnes

dadurch in das hellste Licht stellen wollte, mit der geladenen Flinte auf mich zukam, und drohte: bei dem ersten Wort, welches ich gegen den Vater äußern würde, wie einen tollten Hund mich zu erschließen. Noch gedenke ich jenes unheilvollen Abends“ fuhr Herr v. Pförtner, mit düsterer Stimme fort, „wir hatten uns bereits in unser Zimmer begeben, und ich war beschäftigt, einen Brief von unbekannter Hand zu erblicken, der mit dem Boten aus der Stadt mir zugegangen war. Wilhelm ging während dem in gemächlicher Ruhe auf und ab, aus seiner Tabakspfeife starke Wolken blasend. Das Schreiben hatte mein Blut zu Eis erstarrt, und wie mechanisch wandte ich mein Auge nach dem Bruder, und unwillkürlich entschlüpfen dem aufgeregten Geist die Worte: „nein, es ist nicht möglich, solch' ein moralisches Ungeheuer kannst Du nicht sein?“ noch steht dieser Augenblick“ sprach Herr v. Pförtner weiter „lebhaft vor meiner Seele, als mein Bruder näher an mich herantrat, und höhnisch fragte: „galt meiner Wenigkeit dieses Prädicat?“ dieser Ausruf, brachte mich zu mir selbst; rasch trat ich ihm entgegen und sagte“ —

„Georg, rege Dich nicht wieder auf,“ fiel ihm der Regierungsrath in das Wort, „laß mich mit kurzen Worten sagen: „Du gabest Deinem Herrn Bruder, den Hochgebornen Aristokraten, das Avis, daß das Gefühl der Liebe, welches ihn zu der schönen Tochter des Justizrathes Dorn geführt hatte, für ihn bloß ein kurzer Zeitvertreib gewesen sei. Denn als es sich herausgestellt hatte, daß für das unglückliche Mädchen durch jenes moralische Vergehen alle Blüthen aus ihrem Kranze verweht waren, und der tiefgebeugte Vater von dem Ehrentäuber seiner leichtgläubigen Tochter seine Hand für das Wesen, welches die gerechtesten Ansprüche darauf machen konnte, gefordert hatte, hatte Dein Bruder dem unglücklichen Dorn geantwortet: es thut mir sehr leid, wenn Ihre Tochter glaubt, daß das Passe-temps, welches uns zusammen geführt hat, ihr Ansprüche auf meine Hand und Namen geben könne. Wenn sie wännen konnte, daß dieser Schritt eines in diesen Augenblicken seiner nicht mächtigen Mannes den nüchtern gewordenen zu der Thorheit verleiten könnte, einem bürgerlichen Mädchen seine Hand zu schenken, so hat sie, wie so manche Thörin ihres Standes, schlecht speculirt. — Dieses Alles

hatte Dir der Justizrath in dem Brief mitgetheilt. Dein Ruf, Deine Moralität hatten Dir in Deiner Heimath alle Herzen zugewandt. An Dich wandte sich der tiefbeleidigte Vater mit der Bitte, Deinem Vater den Hergang der Sache getreu mitzutheilen, und ihm die Rettung seiner Ehre in die Hand zu geben.“

„In dem Gefühl Deiner ritterlichen Ehre frugst Du in gerechter Entrüstung Deinen Bruder, ob er wirklich jene Zahl der Roués vermehren wolle, denen die Ehre ihres Namens bloß ein Maskenspiel sei, die da wännen, sie erzeugen einem Mädchen, vor dessen Namen ein unbedeutendes Wörtchen fehlt, eine große Ehre, wenn sie mit ihren Schlangensworten den Schmelz ihrer Jugend für ewige Zeiten mit ihrem Gifthauch verderben? Dein Bruder wollte von Dir solche Vorwürfe nicht hören; er verwundete und reizte mit dem giftigsten Hohn Dein edles Herz so lange, bis Du voll Zorn ausriefst: „verdornenes Reis unsers edlen Hauses, Deine Schlechtigkeit sei jetzt unserm gerechten Vater zum Urtheil überlassen.“

„In dieser Secunde öffnete ich die Thüre Eures Zimmers, denn da ich der Mündel eures Vaters in einem nicht weit entfernten Gemach wohnte, war das laute Gespräch zu meinen Ohren gedrun- gen, und ich eilte in düst'rer Ahnung hieher, noch zur rechten Zeit ankommend“ —

„Um den mir bestimmten Todesschuß zu empfangen“ unterbrach ihn in heiliger Erregung Herr v. Pförtner und reichte, von einem liebenden Blick begleitet, dem Jugendfreund die Hand. „Jahre sind seitdem in das stille Grab der Vergangenheit gesunken,“ fuhr er in tiefer Bewegung fort, „aber diese Erinnerung an jene düst're Stunde wird ewig in meinem Herzen leben. Als jener unheilvolle Schuß losgegangen, sankst Du, mein Lindau, ohne ein Zeichen Deines Lebens wie todt zu meinen Füßen nieder. In namenlosem Schmerz kniete ich bewusstlos neben Dir. Diesen Augenblick hatte mein Bruder weise zu benutzen gewußt, vorsichtig hatte er jenen unheilvollen Brief schnell an sich genommen, nachdem er die Adresse vorher abgerissen hatte. Der Schuß hatte natürlich die Bewohner des Schlosses und auch unsern Vater auf das Zimmer geführt. Vorsichtigerweise theilte er den Eintretenden mit, daß wir Beide die erst gekaufte Flinte mit dem

Percussionschloß einer Untersuchung unterworfen, dabei nicht geahnet hätten, daß sie geladen war. Genug des Märchens. Die Leute, die das heftige Gespräch wohl gehört haben, glaubten, was sie wollten, doch in ihrer Liebe zu mir brachten sie Dich, und mich auf unser Lager. Ein schnell herbeigeeilter Wundarzt erklärte Deine Wunde nicht für tödtlich, doch nach einer dreitägigen Agonie brach ein hitziges Nervenfieber bei mir aus, welches mich vier Wochen auf das Krankenlager warf. Diese Zeit hatte mein Bruder wohl zu benutzen gewußt, den schwachen Vater nach seinem Willen zu leiten. Als ich nach dieser Zeit der Gefahr entrisen schien, warst Du, mein Lindau, der erste, der mich wieder begrüßte.“ — Hier hielt Herr v. Psörtner schmerzlich ergriffen inne.

„Ja, es war auch für mich eine schmerzliche Zeit,“ hob der Regierungsrath an, „als ich nach der schnellen Heilung meiner Wunde zum erstenmal Dein Krankenzimmer betrat, und Dich im wilden Fieber erblickte. Deinem Bruder waren diese Umstände alle erwünscht, sie ließen ihn jenen höllischen Plan ersinnen, den er auf seinem dreijährigen Krankenbette zu bereuen Gelegenheit hatte. Heuchlerisch theilte er dem Vater mit, daß Du die Tochter des Justizrathes Dorn verführt habest, daß er und ich Dir das Straffällige Deiner Handlung vor die Augen führte, und Dich aufgefordert hätten, dem Dir vertrauenden Mädchen durch Deinen Namen ihre Ehre, und Deinem Kinde die Legitimität ertheilen solltest. Ich hätte nun namentlich als Dein intimster Freund Dir ernstlich zugesprochen; und wüthend darüber hättest Du die noch geladene Flinte des Bruders ergriffen, und sie nach mir abgeschossen. Da trat eines Tages Dein Vater an Dein Krankenbett. Du lagest grade im heftigsten Fieber, und beschworest den Justizrath Dorn mit den innigsten Worten, Dir nur Vertrauen zu schenken, Du würdest ja Alles aufbieten, um seiner Tochter die Ehre wiedergeben zu können, wenn Du auch freilich Deine Hand ihr nicht reichen könntest! dann fragtest Du mich mit den liebendsten Worten: „schmerzt Dich Deine Wunde, ach, ich war ja zu schwach, dem Lauf der Kugel eine andre Richtung zu geben.“

„Dein Vater bedeckte nach diesen Deinen Worten sein Gesicht. Eine düstre Ahnung schlich durch

das Gemach. Als er sein ehrwürdiges Antlitz mir zuwandte, hatte eine fast aschgraue Farbe dasselbe überzogen, und mit dumpfen Tone fragte er: „so ist es also doch wahr, und Wilhelm hat, was ich von meinem Erstgeborenen nicht glauben wollte, die reine Wahrheit mir mitgetheilt? und in ihm, dem Erben meines Hauses, meines Namens, sehe ich den Verführer eines achtbaren Mädchens, beinahe den Mörder seines besten Freundes?“ Vergebens beschwor ich ihn, bei Allem, was mir heilig ist, diese falsche Ansicht von sich zu entfernen, und mir erlauben zu wollen, ihm den wahren Hergang dieser traurigen Angelegenheit mittheilen zu dürfen.“

„Da erfaßte Deinen sonst so ruhigen Vater ein heftiger Zorn, und, wie außer sich rief er: „willst Du vielleicht meinen edlen Wilhelm zum Kain stempeln, und mir eine Lüge erzählen? hat die Schlechtigkeit des Georg, der seine Flinte auf Dich anlegte, noch nicht Deine Augen geöffnet, bist Du noch ein Thor, in Deinem Herzen Liebe für den tief Gefallenen zu hegen?“ — „Das werd ich ewig“ entgegnete ich ruhig dem Erhitzten; und setzte feierlich hinzu: „bei meinen seligen Eltern schwöre ich, daß Georg nicht der Entehrer der Tochter des Justizrathes Dorn ist, daß der Urheber dieser Schmach und Schande dieses Mädchens Wilhelm ist, und daß er es war, der, als Georg ihm darüber Vorwürfe machte, und ihm drohte, Ihnen Alles zu entdecken, wenn er ihm nicht geloben wolle, sein Vergehen wieder gut zu machen, in höllischer Wuth die Flinte auf ihn anlegte. Er hörte mir ruhig, ohne mit einer Sylbe mich zu unterbrechen zu. Als ich geendet, fragte er mit tonloser Stimme: „kannst Du schwören, daß Du die reinste Wahrheit mir gesagt?“ — Ich schwor, bei dem Namen des höchsten Richters über den Sternen.“

„Als ich geendet, trat Dein Vater an Dein Bette, nahm sein sammetnes Käppchen von seinem Haupt, welches nur noch wenige silbergraue Haare umgaben, legte seine Hände auf Dein Haupt, und sagte feierlich: „der Allmächtige segne Dich in seiner Vatergüte!“ darauf wandte er sich zu mir, und sagte: „gelobe mir Deinem frühern Vormund, meinem Georg stets ein treuer Freund sein zu wollen; und ihn zu bitten, mir nicht zu fluchen. Ich gelobte ihm dies, obwohl ich den Sinn dieser Worte

mir nicht erklären konnte. In wenigen Wochen jedoch sollten sie mir hinlänglich klar werden."

"Die heftigen Gemüthsbewegungen Deines alten Vaters hatten seine Nerven heftig erschüttert, und noch warst Du auf Deinem Siechbett eine Beute des wildesten Fiebers, als man den Vater in die Gruft der Ahnen bettete."

"Du ertrugst als Mann in dem Bewußtsein Deiner moralischen Reinheit den Heimgang des Vaters. Als der letzte Willen desselben vor dem Gerichtshof Euch, den hinterbliebenen Söhnen, publicirt wurde, vernahmst Du, daß Dir, nächst dem Erbe Deiner Mutter, nur das gesetzliche Pflanztheil Deines Vaters zuerkannt wurde, und Dein Bruder zum Universalerben ernannt war. Diese Ungerechtigkeit Deines verstorbenen Vaters schmerzte mich um Deinetwegen tief! Und als auf Deinem Wunsch wir vereint das Haus Deines Vaters verließen, schwur ich Deinem Bruder: erst auf seinem Sterbebett unsre Verzeihung ihm zu überbringen." Hier endete der Regierungsrath seine Mittheilung und Herr v. Pförtner schloß ihn hochbewegt in seine Arme.

Nach einer Weile, als die Gefühle, die die Erinnerung an jene bedeutungsvolle Vergangenheit in ihnen hervorgerufen hatte, sich in Etwas gelegt hatten, hob Herr v. Pförtner an: „es ist mir, als wenn nicht Jahre dazwischen lägen, als ich Dir meinen Entschluß mittheilte, als Volontair in ein Handlungshaus in Hamburg einzutreten. Wir trennten uns in dem Bewußtsein unserer ewigen Freundschaft! Du wurdest als Secretair bei der Regierung angestellt, und ich ging nach der Hafenstadt. Des Vaters Segen ging in Erfüllung. Das Glück wollte mir wohl. Nachdem ich von dem alten Herrn, meinem Principal, nach altem Gebrauch in feierlicher Weise meiner Lehrzeit entbunden war, führte mich das Geschick nach Holland. Dort in Antwerpen lernte ich meine Anna kennen, und an ihrer Seite erblühten nur Rosen auf meinem Pfade. Als auch sie das dunkle Grab umfing, erwachte die Sehnsucht nach Dir, nach dem Vaterlande, in meinem Herzen, und dort meine letzten Tage zu beschließen."

Bei diesen Worten trat Herr v. Pförtner an das Fenster des Saales, und sah mit verklärtem Blick nach dem unermesslichen Himmelszelt. Sein Auge verfolgte den raschen Flug des Gewölkes.

Der Regierungsrath sah den Freund seiner Jugend mit dem Zeichen der innigsten Liebe an, schlang seinen Arm um seinen Hals, und sagte, um keine trübe Erinnerung in seinem Herzen aufkommen zu lassen: „alter Knabe, wir haben die Vergangenheit mit allen ihren trüben Bildern vor unsern Augen vorüber gleiten lassen! aber nun laß auch der Hoffnung für die Zukunft ihr Recht und vernimm mit frohem Herzen, daß Deine Neffen und Nichte werth sind, Glieder Deines Stammbaumes zu sein. Nein, ein edleres Princip hat in ihnen Wurzel gefaßt und verspricht in herrlicher Frucht sich zu entfalten. Sein Sohn, ein hübscher junger Mann, der grad' in Wort und Handlung ist, versicherte mir ganz offen: der reiche Oheim interessire ihn gar nicht, da derselbe nicht für gut befinde, seinen Verwandten sich zu erkennen zu geben. Meta, die Tochter, ein lebenslustiges Mädchen von gutem Herzen, wenn auch, wie mir es scheint, Mutter Eva in ihrem Köpfschen etwas wohnt; hat mir heilig versichert, Dich und Dein Incognito bald ergründen zu wollen. Die Hofrathin Strahl, Deines Bruders Tochter, (mit der, wie Du weißt, ich seit dem Tode ihres Mannes, der in meinem Bureau mit angestellt war, in näherer Verbindung stehe) ist, so wie ihr trefflicher Sohn, fern von jedem Eigennuß. Doch, da man bekanntlich Niemand gern traut, der nicht vor unsern Augen die Feuerprobe abgelegt hat, so prüfe selbst die Gesinnungen Deiner Verwandten und siehe zu, ob ich recht geurtheilt habe."

„Und wenn keines unsre Hoffnung erfüllte, wie dann, mein lieber Lindau?" fragte heiter Herr v. Pförtner.

„So schwören wir den Menschen ewige Rache, und suchen ihnen zur Strafe am Abend unsres Lebens ein junges Frauchen noch heimzuführen," antwortete lachend der Regierungsrath.

6.

Die Ahnung des nahenden Frühlings hatte an einem schönen Märznachmittag Herrn v. Pförtner in der bescheidenen Kleidung eines Inspectors der Güter des Regierungsrathes auf die nah gelegene Anhöhe in dem Parke geführt. Dort sah er mit dem ruhig zufriedenen Blicke eines Naturfreundes auf die allmählig aus ihrem Winterschlaf erwachenden Fluren. Der Sonne wohlthuende Wärme

hatte auf den Feldern bereits die Schneedecke gelöst, und in frischem Grün war die Winterfaat auf den dunkeln Feldern emporgesprossen. Die Lerche erhob auf dem Wipfel des Baumes ihr frohes Lied, in dem Parke sah man, wo die Sonne schon ihre mächtigen Strahlen hingesenkt hatte, das frische, grüne Gras durch die todte Laubdecke hervorschimern, und einzelne Schneeglöckchen blühten an den Rändern der Wiesen. Noch hatte zwar nicht die Buche, unter der Herr v. Pfortner auf einer Bank Platz genommen hatte, ihr grünes Gewand angezogen, aber um so mehr konnte die Frühlingssonne durch die noch unbelaubten Aeste ihren erquickenden Einfluß üben.

Als er plötzlich sein Auge jetzt nach dem Wege, der auf das Schloß führte, richtete, sah er auf demselben lustig seine beiden Neffen daherwandeln, die auf die Höhe, welche er eingenommen hatte, zuzukommen schienen. Er konnte einen heitern Blick nicht unterdrücken, als die beiden jungen Männer den kleinen Hügel zu ihm hinabstiegen, und er sagte in heitrer Laune zu sich selbst: „na, Alter, nimm Dich zusammen, damit die Jugend Dich nicht auf das Glatteis führe!“ Ruhig erwartete er ihre Ankunft.

„Guten Tag, Herr Walther,“ rief bei ihrer Annäherung ihm Moriz v. Pfortner zu. Der junge Strahl sagte, indem er ihm freundlich die Hand zum Gruße reichte, in entschuldigender Weise: „Sie erlauben doch, Herr Inspector, neben Ihnen Platz nehmen zu dürfen.“

„Wird mir sehr angenehm sein, wenn Sie, Herr Strahl, die wenigen Minuten, die ich hier verweilen kann, durch Ihre Heiterkeit beleben wollen.“

„Und wollen Sie mir nicht auch ein Plätzchen gönnen?“ fragte humoristisch Herr v. Pfortner.

„Ich wähnte, Sie würden als echter Landwirth es vorziehen, an diesem herrlichen Tage die Winterfaat, die Bebauung unserer Felder und den neu erbauten Schaafstall auf dem Vorwerk Ihrer Prüfung zu unterwerfen.“

„Wie sollte ich es wagen, das, was der Herr Regierungsrath im Verein mit Ihnen, Herr Walther, für nützlich erkannten, einer Beurtheilung zu unterwerfen? Nein, mein lieber alter Herr, dies kann mir nicht in den Sinn kommen. Vielmehr möcht' ich Sie freundlichst hiermit ersuchen, mir aus Ihrem

als tüchtig sich bewährten Erfahrungsschatze Einiges gütigst mittheilen zu wollen. Vor allem erlauben Sie mir jedoch, eine Cigarette an Ihrer Pfeife anzuzünden.“

Herr Walther (wie wir ihn in dieser Episode nennen wollen) sah den jungen Mann forschend an, als wolle er ihn versuchen, ob dieser wohl geneigt sei, ein Späßchen mit ihm zu machen. Doch das Auge des jungen Pfortners sah ihn so ruhig fragend an, daß er die Wahrheit seiner Worte erkannte, und heiter erwiderte: „sehr gern bin ich bereit, mit den gesammelten Erfahrungen Ihnen nützlich sein zu wollen. Aber erlauben Sie eine Frage: kann Sie meine einfache Unterhaltung für das Vergnügen entschädigen, das Ihrer vielleicht jetzt auf dem Schlosse wartet; es ist mir doch bekannt, daß der Herr Regierungsrath heut' Gäste in seinem Schloß versammelt hat.“

„Da haben Sie vollkommen Recht,“ fiel ihm der junge Strahl in das Wort; „es sind wohl ein Duzend ehrenwerthe Herren mit ihren Frauen und Töchtern aus der Umgegend zum Mittagessen eingeladen. Aber ich kenne nichts Langweiligeres im Leben, als bei hellem Tage in einer Gesellschaft sich niederzusetzen, und während man von allen Speisen essen soll, dazu noch bemüht sein muß, seine Nachbarin zu unterhalten. Nein, lieber ist es mir auf jeden Fall, und ich ersuche Sie darum, Herr Walther, daß Sie mir erlauben, mit dem Cousin zugleich Sie auf Ihre Felder begleiten zu dürfen.“

„Sehr gern bin ich dazu bereit, Ihren Wunsch zu befriedigen, doch erlauben Sie mir zuvor noch eine Frage: könnte es mir der Herr Regierungsrath nicht übel ausdeuten, wenn ich Sie dem gesellschaftlichen Kreise entziehe?“

„Das auf keinen Fall, mein lieber Departementsrath,“ sprach mit Humor Herr v. Pfortner. „Der Regierungsrath hat seinen sämtlichen Gästen während ihres Aufenthaltes auf dem Schlosse unumschränkte Willensfreiheit garantirt. Als ich ihm heut in meiner offenen Weise sagte, daß mir eine Stunde im ernstesten Gedankenaustausch mit Ihnen, mein lieber Herr Walther, lieber sei, als ein ganzer Nachmittag in der faden Gesellschaft dieser Herren, entgegnete er freundlich: es ist mir lieb, wenn Sie Herrn Walther Ihre volle Achtung

zollen; er ist ein Mann von seltenen ehrenhaften Grundsätzen, und Sie dürfen die Stunden, die sie in seiner Gegenwart verleben, nicht zu den verlorenen Ihres Lebens rechnen."

Ein leichtes Lächeln spiegelte sich in den Gesichtszügen des Herrn Walthers ab, und er entgegnete: „diese Meinung des Herrn Regierungsraths von Ihnen, mein Herr, zu vernehmen, freut mich ungemein und ich wage es jetzt also, da ich weiß, daß ich Ihnen keine Unannehmlichkeiten bereite, Sie nach der Beendigung unsres Tagewerkes in meiner kleinen Behausung zu einem einfachen Abendbrote einzuladen."

* * *

Nicht weniger interessant war es für den Regierungsrath, den Hauptmann v. Pfortner zu beobachten und wahrzunehmen, mit welcher Aufmerksamkeit er den langweiligen Phrasen des Bankiers Möllner, der in seiner Nähe ein Rittergut besaß, zuhörte, und ihm selbst in den widersinnigsten Behauptungen Recht gab. Der Hauptmann hatte die feste Ueberzeugung, derselbe sei der Onkel aus Holland, und da dieser, ein intimer Freund jenes, in so weit in das Geheimniß gezogen war, daß es ihm, wie noch zwei andere Bekannten des Lindauschen Hauses, bekannt war: daß der Hauptmann eine Wette eingegangen sei, unter jeder Maske den Onkel zu erkennen, so machte es diesem die größte Freude, den Hauptmann in seinem Irrthume immer mehr und mehr zu bestärken.

Den Hauptmann, welchen das Geschwätz des Bankiers wenig interessirte, und dem bloß daran gelegen war, ihn auf das Glatteis zu führen, um ihn dann seinem Incognito zu entreißen, fragte, als die eingeladenen Gäste am Abend bereits nach Hause gefahren waren, und nur noch einige Herren in dem gastlichen Hause weilten, welche sich auf den Altan des Schlosses begeben hatten: „mein Oheim, der Herr v. Pfortner, ist Ihnen also nicht unbekannt?"

Bankier Möllner sah ihn mit seinen kleinen grauen Augen wie prüfend an, dann strich er sich langsam seinen grauen Schnurbart und entgegnete mit Humor: „wie können Sie denken, lieber Hauptmann, daß ich dem Chef einer so geachteten Firma nicht bei meiner Anwesenheit in Antwerpen meine Aufwartung gemacht hätte. Es ist ein herrlicher

alter Herr, wenn auch mitunter ein bißchen wunderlich!"

„Natürlich" entgegnete der Hauptmann, „je älter man wird, desto mehr ändern sich unsre Ansichten; und mein Oheim ist doch ein angehender Sechsziger."

„Sechsendlichzig wurde er am vergangenen dritten Februar," fiel ihm der Bankier, um ihm über seine Person die vollkommene Gewißheit zu geben, schnell in das Wort. Der Hauptmann, der durch diese Worte des Bankiers nun fest überzeugt war, in ihm den Oheim zu erkennen, entgegnete lebhaft: „Sie sind, Herr Bankier, wohl sehr bekannt mit meinem Oheim, daß Ihnen sein Geburtsfest so genau bekannt ist."

In diesem Augenblicke trat der Regierungsrath auf den Balkon zu den Herren, um gleich ihnen den Untergang der Frühlingssonne genießen zu können.

Mit Humor rief der Bankier dem Regierungsrath zu: „nicht wahr, lieber Lindau, Du kannst dem Herrn Hauptmann, wenn er es wünscht, eidlich versichern, daß ich das Vergnügen habe, ein intimer Freund unsers Georg v. Pfortner zu sein?"

„Ist darüber ein Zweifel in Ihnen, Herr Hauptmann, entstanden?" fragte gespannt der Regierungsrath.

„Nicht im mindesten," entgegnete mit Bedeutung der Hauptmann, „es war mir jedoch auffallend, daß Herr Möllner klar und deutlich den Geburtstag des Onkels wußte."

„Das ist ja ganz natürlich, lieber Pfortner," erwiderte rasch der Regierungsrath, „denn Sie wissen, daß Ihr Oheim schon ein Jahr in meinem Hause weilt, und daß ich an seinem letzten Geburtsfest seine und meine Freunde in einen fröhlichen Kreis vereinte."

„Es ist nur ewig schade, daß gerade jetzt, da Sie, lieber Hauptmann, und Ihre werthe Familie hier sind, der Pfortner nicht anwesend ist; er würde sich, wie ich ihn wenigstens kenne, gewiß nur freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen," sprach mit freundlicher Stimme, sich an den Hauptmann wendend, der Bankier Möllner.

„Dazu ist Hoffnung vorhanden," entgegnete der Regierungsrath; „ein so eben eingetroffener Brief

Das Rendez - vous.

Erzählung.

bringt mir die Nachricht, daß er übermorgen eintreffen wird."

Eine flammende Röthe überzog das Antlitz des Hauptmanns, dann entgegnete er mit Feuer: „mein Geist steht freudig dem Augenblicke entgegen, wo ich den theuren Oheim in den Kreis meiner Familie einführen kann."

„Was ist denn das?" rief im schmerzlichen Tone der Regierungsrath, „kommt da nicht mein lieber Walther an dem Arme Ihres Herrn Sohnes und Neffen mit langsamen Schritten und leichenblassem Gesicht zum Hofthor herein?"

„Meiner Treu', es ist der Walther, Du hast, lieber Lindau, ganz Recht gesehen, es muß etwas besonderes dem sonst so rüstigen Mann begegnet sein," entgegnete mit Theilnahme der Bankier Möllner.

„Ich werde schnell hinuntergehen und sehen, was dem ehrlichen Mann widerfuhr," sagte der Regierungsrath.

„Und ich werde Dir gleich folgen," sprach lebhaft der Bankier, und wandte sich dann zu dem Hauptmann und fragte leicht: „kommen Sie mit, Hauptmann."

„Bedaure, keine Kenntnisse eines Wundarztes zu haben," antwortete nachlässig derselbe, „und muß zu meiner Schande gestehen, ich bin auch ein schlechter Krankenwärter."

„Glaub's wohl, Hauptmann, und namentlich, wenn kein Interesse Sie daran knüpft, nicht wahr? Vielleicht ein besserer, wenn Ihnen die Goldgruben von Californien am Krankenlager winken? Na, nichts für ungut, lieber Freund," sagte er im mildern Tone, da er sah, welche flammende Blicke des Zornes der Hauptmann auf ihn richtete, „wer kann für sein Naturell? weder Sie, noch ich. Einer liebt die Ruhe, der Andre das Geld, und darum keine Feindschaft." Bei diesen Worten reichte er ihm die Hand, und ging in den Schloßhof hinab.

„Wärest Du nur nicht der, der Du bist, alter Fuchs, ich würde meine Zähne Dir schon weisen," sagte mit verbissenem Grimm der Hauptmann.

(Schluß folgt.)

Der junge Aronda, dessen Vorurtheile gegen die Treue des schönen Geschlechts ganz Benedig kannte, und der, als Knabe ein Wildfang, wenig Besserung in einem Alter versprach, wo Ansehen und Vermögen ihm ein Recht zu geben schienen, von der Ehe und ihren Pflichten die ungünstigste Meinung hegen zu dürfen, entschloß sich mit einem Mal, der schönen Isabella die Hand zu reichen. Nicht als ob an der Braut irgend ein Tadel haften, sondern nur aus innerer Ueberzeugung, daß weder die Macht körperlicher Reize noch sittlicher Werth dauernd vermögend sein würden, jene eingewurzelten Vorurtheile zu bestreiten, urtheilten Benedigs sogenannte feine Zirkel über den seltsamen Entschluß. Nie wurde wohl einer Leidenschaft ein wahrhafteres Horoscop gestellt, als wenn man behauptete, Aronda's Beständigkeit würde die Flitterwochen seiner Ehe nicht überleben. Während die engelschöne Isabella oftmals im Stillen des Gatten Entfernung vom Hause beweinte, umflatterte er Weiber, die sie weder erreichten, noch an Körperreiz und geistiger Bildung einen Vergleich mit ihr vertragen. Geschäfte waren es, die anfangs seiner Abwesenheit zum Vorwande dienten, doch das Auge der Liebe sieht schärfer, und bald kam Isabella hinter die Wahrheit des Grundes seiner Kälte.

Unverwandt mühte sich die zärtliche Gattin, den lau werdenden Gemahl auf die rechte Bahn zurückzuleiten. Da jedoch alle ihre Bemühungen ohne wesentlichen Erfolg blieben, mußte sich endlich jene Kälte in ihr erzeugen, der sie für die Folge entschiedene Verachtung des ihrer aufrichtigen Neigung so unwürdigen Gatten beizugesellen hoffte; zugleich aber sich fest entschloß, nie durch ein, den Glanz ihrer hohen Abkunft entehrendes Wiedervergeltungsrecht zu üben.

Drei Vierteltheile eines Jahres waren verflossen, die sie in der größten Abgeschlossenheit von der Welt, bloß auf den Umgang ihrer Erzieherin und einzigen Freundin beschränkt verlebte, und ob sie gleich das Leben auf immer als Grab, wohin weder Neigung noch Leidenschaft, weder Sonnenblicke der Freude noch Glück eindringen sollten, betrachtete,

wußten sich doch zuweilen Männerblicke ja selbst schriftliche Erklärungen auf fast unbegreifliche Weise bei ihr einzuschleichen.

Doch was vermochte alles Unerlaubte, so reizend es auch geschildert war, und so sehr ihm auch die täglich wachsende Untreue des Gatten das Wort redete, gegen die Macht der aus einer vernünftigen Erziehung entstandenen und von unerschütterlichen Willen bewahrten Grundsätze. Dessen ungeachtet reichte weder klösterliche Eingezogenheit noch eine fast unerhörte Strenge gegen jede Bewerbung zu, um einen von ihren Bewerbern, einen jungen Deutschen, von seinen Bemühungen um ihre Gunst zurückzubringen. Unentsiegelt waren seine Briefe geblieben, umsonst suchten seine Blicke Isabellen an den Fenstern ihrer Wohnung, und begegneten sie einander ja, blickte das dunkle Paar mit einem Stolz und einer Verachtung auf ihn hernieder, daß es fast unbegreiflich scheint, wie des Grafen von Espen Leidenschaft daran nicht scheitern und seine Endschaft erreichen konnte.

Isabella, eifrige Katholikin, versäumte nicht, täglich die Messe zu hören, wechselte aber dabei absichtlich die Stunden, und doch betrat sie kaum die Vorhalle des Gotteshauses, als ihr schon mit stummer ehrfurchtsvoller Verbeugung der protestantische Graf entgegentrat, und ihr, ganz nach ihrer Religionsübung eignem Brauche, das Weihwasser reichte; die einzige Berührung, in die er mit der stolzen tief verschleierten Dame seines Herzens zu kommen vermochte. — Aus aufrichtiger Liebe zu Isabellen hatte sich die alte Isaura gleich Anfangs der Parthie mit Aronda widersezt, und was die Folgezeit lehrte, mit von trüben Erfahrungen geöffneten Augen geweissaget; doch was vermochten ihre vernünftigen, zu einer andern Zeit unter andern Verhältnissen vielleicht mehr beachteten Vorstellungen gegen elterlichen Einfluß auf das Kind ohne Willen, gegen ein Machtwort des Vaters. — So unerträglich als sich auch Isaura im Andenken ihres sonst lebhaften Temperaments die Lage Isabellens dachte, hatte sie bis jetzt doch auch nicht die geringste Spur gefunden, zu vermuthen, daß irgend ein junger Mann auch nur im entferntesten Eindruck auf die Gebieterin gemacht habe; — sie schlief mit Isabellen in einem Gemache; und hörte diese einmal im Traume des Grafen Namen nen-

nen, woraus sie, da es mit Leidenschaftlichkeit und Feuer geschehen zu sein schien, schließen zu dürfen glaubte, die Herrin habe zu dem schönen blonden Jüngling, der nach ihren Begriffen von männlicher Schönheit ein Apoll zu nennen war, eine geheime Neigung gefaßt. Sorglich faßte sie diesen verrätherischen Ruf auf, und mit List unterlegte sie bei dessen am nächsten Morgen statt gefundenen Erzählung dem Schlafe Isabellens jene Aeußerungen, die über ihr Gefallen an dem Grafen keinen Zweifel ließen, und drang so lange um ein Geständniß in sie, bis die Gebieterin ihr erröthend in die Arme sinkend bekannte, daß die zärtliche Bewerbung des fremden Grafen um ihre Gunst ihr anfangs aufgefallen wäre, und endlich schon um ihrer Dauer und Beständigkeit halber ihren Antheil erregt habe. —

Fern davon, ihr Vorwürfe zu machen, bewies ihr Isaura, wie wenig Aronda ihre zeitherige Entsagung verdiene, und wie leicht sie, bliebe sie so unerbittlich, das Glück zweier Menschen ohne Noth untergrübe, ja vielleicht gar eine Seele opferte, die nur ihr zu gehören strebte, was sie sich doch nie würde verzeihen können; das kränkliche Aussehen des Grafen sollte ihr beweisen, wie er von ihrer Härte bereits sichtbar angegriffen sei, und unverwandt bemühte sie sich, die Leidenschaft im Busen der Herrin anzufachen. —

Ein Briefchen, wohl gar auf Isaurens Wink geschrieben, das sich jetzt bei Isabellen einfand, hatte ein besseres Schicksal als seine Vorgänger. Das Feuer der heftigsten Leidenschaft darin schmeichelte ihrer Eigenliebe so sehr, daß das Herz und mit ihm die Feder, statt der Ausdrücke des Mitleides und Bedauerns, das die Antwort enthalten sollte, Erwiederung seiner Neigung aussprach. — Mehrere Tage währte der Briefwechsel ohne Unterbrechung, immer mehr und mehr erglühete die Flamme der Liebe in Beider Herzen, bis endlich zu der allzumitleidigen Isaura Entzücken Isabella dem Grafen ein Rendez-vous in ihrem eigenen Hause zugestand. Eine Nacht, wo sie auf Aronda's Abwesenheit rechnen zu können glaubte, war dazu bestimmt.

Waren auch Aronda's Verhältnisse noch nicht durch die Unregelmäßigkeit seines Wandels zerrüttet, waren sie doch von der Art, daß er für spätere Zeiten darauf bedacht sein mußte, sich die Gunst älter-

rer vermögender Verwandten, deren einziger Erbe er zu werden hoffte, zu erhalten.

Dies und der Umstand, daß ihm ein Besuch derselben für die nächste Woche gemeldet war, bestimmte ihn, sich mindestens zum Schein in seinem Hause, das er ihnen zur Wohnung anbieten mußte, in eine Lage zu versetzen, worin die guten alten Leute weder eheliche Eintracht noch beiderseitige Zufriedenheit vermissen durften.

Sie könnten, sie würden wohl gar, sprach er zu sich selbst, wenn sie Isabellen kennen lernen, gegen mich eine Meinung fassen, die mir unter den obwaltenden Umständen nichts weniger als gleichgültig sein kann.

Nachdem er dies überlegt, faßte er den Entschluß, sich an Isaura zu wenden, und sie zur Vermittlerin zwischen Isabellen und sich zu machen. Mit den glänzendsten Versprechungen, gelänge es ihr, den Frieden mindestens scheinbar und auf einige Zeit herzustellen, wandte er sich an sie und sprach: „höre Isaura! Von der frühesten Jugend an ein nicht eben pedantisches Leben gewöhnt, heirathete ich zwar, weil ich heirathen mußte, d. h. weil ich es für einen Mann von meinem Alter, Stande und Verhältnissen für schicklich ja für unerläßlich hielt; doch die Ehe konnte mich nicht fesseln. Bei der vorgefaßten Meinung, die ich von Weibern hegte, glaubte ich keine Frau auch nur des geringsten Opfers werth, und gab mich so ungestört einer jeden meiner Neigungen hin. Jetzt, da besonders auch die Ankunft meiner Verwandten mich zur Erkenntniß meines Fehlers und zu aufrichtiger Reue bringt, jetzt, wo ich einzusehen anfangen, wie wenig ich so ein Muster von Weib, als meine Isabella ist, verdiene, jetzt erkenne ich auch andern Theils die ganze Nichtigkeit eines Lebens, das ich bisher geführt, und wünsche nichts so sehr, als daß Isabella im Außern wenigstens von der von mir verdienten Kälte ablasse und so der Welt glauben mache, daß ich auf eine wenigstens löbliche Weise mit ihr lebe. Suche daher zweckmäßig vermittelnd für mich aufzutreten, und zähle auf meine ganze Erkennlichkeit.“ So gerne als nun auch Isaura den versprochenen Lohn verdient hätte, befand sie sich doch zwischen zwei Feuern, da ihr die angefachte Neigung ihrer Herrin zum Grafen Espen, wie einer treuen Dienerin am Herzen lag. Nichts

desto weniger übernahm sie es, Isabellen auf die Rückkehr ihres Gatten vorzubereiten, da sie seinen Betheuerungen, das bisherige unständige Leben meiden und der vernachlässigten Gattin allein leben zu wollen, vertraute. Lange überlegte sie, ob sie die Gebieterin sogleich von Aronda's Entschluß unterrichten, oder das endlich zu Stande gebrachte Rendezvous mit dem Grafen erst abwarten sollte.

Sehr leid that es ihr, daß ihr der reuevolle Gebieter nicht einen Tag früher oder später jene Eröffnung gethan hatte, weil es sie im erstern Falle ihre Vermittlung zu jener Zusammenkunft nicht geliehen haben würde, im letztern aber sich keine Vorwürfe zu machen gehabt hätte.

Ein unglücklich Liebender ist in den Augen der meisten Frauen eine Person, die Schonung, Mitleiden, ja Beistand, selbst dann verdient, wenn seine Liebe gegen die bestehenden Gesetze verstieße. Dieses Verdienst des unglücklich Liebenden hatte denn der junge, schöne Graf Espen auch in den Augen von Isaura, und für unmöglich hielt sie es, ihm das Zusammentreffen mit Isabellen rauben zu dürfen, das nach so langen fruchtlosen Sehnen seine kühnsten Wünsche, seine schönen Hoffnungen, seine seltsamen Träume in Erfüllung bringen sollte.

„Warum, dachte sie bei sich selbst, ist Isabellens Gatte nicht früher zum Pfade der Tugend zurückgekehrt, warum hat er eine Gattin so sträflich vernachlässigt, die durch ihre Vortrefflichkeit eine solche Hintanzetzung zum doppelten Verbrechen macht? Und, fuhr sie überlegend fort, wäre er überhaupt auf den Gedanken der Rückkehr gekommen, wenn die Absicht sich bei seinen reichen Verwandten durch ein so arges Mißverhältniß mit einer so herrlichen Frau nicht in zu schlechtem Lichte zu zeigen, ihn nicht dazu bewogen hätte? Nein, beschloß Isaura, diese Gelegenheit Isabellen zu sprechen, darf der Graf nicht verlieren, es ist unser ganzes, in Isabellen so frech gemißhandeltes Geschlecht, das diese Rache verdient, und deshalb soll sie morgen erst den Entschluß des Gatten erfahren. —

Mit banger Besorgniß sah Isabella der folgenden Nacht entgegen, denn war sie auch gleich überzeugt, daß nichts von ihrem Vergehen gegen Anstand und Sitte an den Tag käme, opferte sie doch den beruhigenden innern Trost der Unsträflichkeit ihres Wandels. Zur bessern Bewahrung des

Scheimnisse, und um die übrige Dienerschaft nicht mit in's Vertrauen ziehen zu müssen, übernahm es Isaura, dem Grafen um Mitternacht die Thüre des Hauses zu öffnen, das Aronda bewohnte.

Der Graf erwartete mit der ganzen Ungeduld eines Liebhabers den Augenblick, der ihm den Besitz der Angebeteten seines Herzens versprach, und befand sich so schon eine Stunde früher vor dem Hause der gefeierten Isabella. Um allem Verdacht zu begegnen, falls ihn Jemand in Aronda's Haus gehen sah, hatte er sich ganz wie dieser gekleidet, dem er übrigens an Gestalt und Haltung nicht unähnlich war.

Doch diese Vorsicht ward ihm verderblich. Aronda war zu eben derselben Zeit in bösen Streit verwickelt, und schon hatten ihm Banditen mehrere Nächte hindurch aufgelauert. Sie kamen diese Nacht wieder, und freuten sich, in dem Grafen den Mann zu finden, den sie lange vergebens gesucht, und über dem sie sich auch gleich mit Wuth herwarfen.

Der Graf, so unerwartet ihm auch dieser Angriff kam, wehrte sich mit der Kraft eines Verzweifelnden und mit der ihm eigenen Gewandtheit — das Glück, das seiner harrete, befeuerte seinen Muth. Ein Leben, durch Isabellen theuer geworden, sollte auch theuer verkauft werden. Schon lag einer der drei Feinde am Boden, aber auch er hatte einen tüchtigen Stich in die Seite bekommen, der ihn unfehlbar an seiner fernern Vertheidigung gehindert haben würde, wenn ihm nicht ein gut bewaffneter Cavalier, der sich glücklicherweise in dem Augenblick des Gemehels in der Nähe befand, zu Hilfe geeilt wäre; mit diesem vereint, nöthigte er bald die Banditen das Weite zu suchen. Der Graf hielt sich mühsam aufrichtend an seinen Retter an, und erkannte in ihm — Aronda. Tief betrübt über diese so schmerzliche Entdeckung fand er keine Worte, ihm für den ihm hilfreich geleisteten Beistand zu danken.

Aronda hatte, den Tag über unaufhörlich in Gedanken mit Isabellen beschäftigt, Geschäfte, die ihn vom Hause entfernt hielten, in der möglichst kürzesten Zeit beendigt, und war nun der Gluth des Herzens folgend früher zurückgeeilt, als man ihn erwarten konnte, um, die Tags zuvor bedungene Vermittelung Isauraens verwerfend, durch ein reuiges Geständniß auf einmal zum Ziele zu gelangen.

Er beschloß es auf der Stelle zu wagen. Die Demüthigung selbst, der er durch jene Vermittelung zu entgehen glaubte, erschien ihm jetzt Bedürfniß, und in dieser Stimmung langte er vor seinem Hause an, wo er den Grafen, der in verzweifelter Gegenwehr noch einen zweiten Stich empfangen hatte, und sich nicht mehr in Gleichgewicht zu erhalten vermochte, traf, und ihm sein Haus, wohin er ihn selbst unterstützend geleitete, zum Aufenthalt bis zu seiner völligen Herstellung anbot.

Erstaunt kam Isaura diesem Aufzuge an der Treppe entgegen. „Arzte herbei!“ — rief der Hausherr: „Hilfe einem Verwundeten!“ Todtenbleich wankte Isabella herbei, als sie Aronda's Stimme erkannte, und nur wenig fehlte, wäre sie einer Ohnmacht unterlegen, denn sie befürchtete, der Graf habe sich verrathen, und so von Aronda die Wunde erhalten. Mit der ganzen Schwere der Schuld lastete nun diese Pflichtverletzung auf ihrem Herzen, Aronda's zärtliche Blicke, ihr sonst fremd, erschienen ihr jetzt ein Erzeugniß des bittersten Hohns, ein Wahrzeichen der tiefsten Verachtung.

Schon war sie entschlossen, durch ein offnes Geständniß Licht über die ganze Sache zu verbreiten, als die gefastere Isaura nach der Ursache der Verwundung frug.

Stromweis entquollen die Thränen Isabellens schönen Augen, als sie erfuhr, Espen sei von Banditen verwundet und ihr Gemahl sein Retter gewesen. War auch jetzt das Geständniß nicht mehr an seinem rechten Orte, kam es doch der Reuevollen zu, daran zu denken, daß es wohl das Beste sei, den Grafen in seine Wohnung zu schaffen; doch Aronda bestand darauf, daß unter solchen Umständen die Nachtlust dem Kranken gefährlich, ja tödtlich werden könne, und daß, da sein Haus Gelass genug böte, um den Kranken ohne Beschwerde aufzunehmen, er da bleiben und seine Genesung erwarten müsse. — Die Aerzte, die eben von des Kranken Lager kamen, bestätigten Aronda's Besorgniß wegen der Nachtlust. „Morgen aber“ — fuhr sie gleich bekümmert fort, „wird doch die Fortschaffung des Grafen keine Gefahr für ihn bringen?“ „Vielleicht nicht, wenn die starken Verletzungen kein allzuheftiges Fieber erzeugt haben werden,“ war die Antwort. „Aber warum, theures Weibchen?“ frug der Gatte, als Isabella die hohe Stirne gleichsam

schmerzlich in die Hand sinken ließ. „Weil die Welt — fuhr sie fort — der Fremde jung, schön — mein Gatte selten zu Hause!“

„Keine Vorwürfe, keine Beschämung, mein Engel! Ich werde Dich künftig nicht wieder verlassen, stets in Deiner Nähe bleiben, ich weiß, ich kanns beschwören, daß zeither die unverbrüchlichste Treue meine so sehr vernachlässigten Rechte bei Dir beschützt, und biete jedem feierlich Trost, der es wagen sollte, einen Verdacht wegen des Grafen, der vielleicht künftig als Vermittler unster Wiedervereinigung unser Freund und Gesellschafter werden kann, zu äußern!“ — „Theurer Gemahl!“ rief Isabella, ihr Gesicht am Busen des Gatten verbergend, und nun, da sich Isaura entfernt, konnte sie das Geständniß ihrer Schuld nicht länger an sich halten — die reuige Sünderin fand darin die größte Beruhigung — ihr Verhältniß stellte sich dadurch viel leichter wieder her, und Aronda hielt seine beschleunigte Rückkehr in die Stadt für eine Eingebung höherer Mächte — für eine Fügung der über uns waltenden Vorsehung.

Zum Beweis seines ungeminderten Vertrauens zu Isabella bestand er fest darauf, der Graf müsse bis zu seiner gänzlichen Herstellung im Hause bleiben, und dieser war edel genug, dem Manne, der ihm durch thätigen Beistand in der Gefahr so beschämend entgegen kam, sein Gefühl für Isabella zu opfern. — So bald als es seine Gesundheit gestattete, verließ er nicht nur Aronda's Haus, sondern auch Venedig, von wo er mit Beruhigung schied, durch ein Rendez-vous einen Bund befestigt zu haben, von dessen Dauer er in der Folge immer Nachricht erhielt und der ohne dasselbe gar leicht hätte aufgelöst werden können.

Die erste Tabakspfeife.

Mein Vater war ein Ungar und wurde in einer Offizierschule erzogen. Nach vollendeten militärischen Studien zum ausübenden Waffendienst

berufen, um bald darauf gegen Frankreich zu marschiren, erregte er die Aufmerksamkeit seines Obersten, beziehungsweise Oberstin, durch seine männlich vollendete Gestalt. Wie gesagt, er war ein echter Ungar, ungeachtet seines deutschen Namens, denn seine Mutter hatte rubinrothes, wildrauschend ungarisches Blut in ihren Adern, und war, wie man sich in militärischen Familienkreisen auszudrücken pflegt, ein wahres Teufelsweib. — Die Augen sind nach meiner Meinung nichts anderes, als Edelsteine aus Blut, vom Phosphor des Gehirns beleuchtet. Ein Kenner findet gleich aus dem Menschenauge das schöne Wasser, nämlich das feurig edle Blut heraus, und das Auge meines Vaters konnte bei dem magyrischen Doppelcharakter von Wildheit und Zärtlichkeit, worin es brannte, dem Beobachtungstalent des Herrn Obersten, beziehungsweise Frau Oberstin, nur ein willkommenes Gegenstand sein. Der Oberst war ein ganz herrlicher Mann von echt militärischer Haltung, und offenem, keineswegs aber polterndem, nach dem alten Fritz müßelndem Wesen. Seine Frau schien die blonde Schwärmerin selber. Mein Vater ward bald täglicher Gast im Hause des Obersten. Eines Tages hatte er dort im engeren Zirkel gespeist, und es verfügten sich Alle, nämlich der Oberst, seine Frau, ein junger blondgelockter Offizier und mein Vater in das Rauchzimmer, wo man schwarzen Kaffee nahm. Der Oberst bot meinem Vater eine türkische Pfeife, welche dieser jedoch, taktlos genug, ablehnte, indem er kein Raucher sei. Der Oberst nahm das ganz mit Fassung hin, die Schwärmerin mit blaßblauem Augenpatent aber, die Oberstin, konnte nicht begreifen, wie ein Mann und oben drein ein ungarischer Mann nicht rauchen möge. „Ein Mann, der nicht rauche,“ sagte sie, „sei nur ein halber Mann.“ Der blonde Offizier hoffte wenigstens in dieser Beziehung meinem Vater, einem allerdings furchtbaren Nebenbuhler, einen Vorsprung abzugewinnen, und fuhr mit der vielleicht nicht böse gemeinten, aber übel berechneten Bemerkung heraus: „ein Mann, der die Pfeife nicht liebe, komme ihm vor, wie ein Löwe, der den Anblick von Blut scheue.“ —

„Wie ein furchtsamer Löwe,“ setzte die Oberstin lachend hinzu. — Mazepa, als er auf den Rücken des wilden Pferdes gebunden ward, konnte

nicht stürmischer empfinden, als mein Vater in diesem Augenblicke. Vor seinem Augen begann es zu flirren, und er sah und kannte jetzt in der weiten Welt nichts Anderes, als die Gruppe von schönen Säbeln, welche auf der Wand angebracht war. „Herr Oberst, Sie haben da ein Paar prächtige Säbel,“ sagte er, „erlauben Sie, daß ich sie näher ansehen darf.“

Der Oberst willfahrte gern. „Ganz göttlich!“ rief mein Vater, indem er zwei von der Wand nahm, „aber ich weiß für so herrliche Säbel auch ein Paar herrliche Flinten. Kommen Sie, Herr Kamerad, ich will Ihnen einen Hieb zeigen, den mir noch Keiner nachgemacht hat, er heißt der furchtbare Löwenhieb.“

„Nun, da bin ich selbst neugierig,“ sagte der Oberst.

Als der Blondgelockte aufgestanden war, um dieser Einladung halb verwundert zu folgen, flüsterte ihm mein Vater zu: „pariren Sie gut, ich haue auf mein Ehrenwort.“

Die Beiden stellten sich, und mein Vater führte ein Paar rasche Hiebe, welche sein Gegner geschickt zurückwies; mein gütiger Erzeuger aber, in der Offizierschule stets als der beste Fechter bekannt, versetzte dem Blondgelockten beim dritten Ausfall einen sehr zierlichen Fliker auf die Hand, daß die Parquets mit rosenrothem Blondinblut einbalsamirt wurden.

Es wäre langweilig zu beschreiben, wie sich der Oberst und seine Frau in diesem Augenblicke benahmen; kurz gesagt, sie benahmen sich sehr gut, denn er polterte nicht, und sie fiel nicht in Ohnmacht. Man verband dem Getroffenen die Wunde, wobei mein Vater sehr thätig war; dann legte er

mit gutmüthiger Miene seine Hand auf die Schulter des blessirten Adonis und sagte. „von heute, Herr Kamerad, fange ich zu rauchen an, damit man mich nicht wieder einen furchtsamen Löwen schilt.“

„Schön!“ rief der Andere mit freundlichem, beinahe kindlich frohem Lächeln, indem er mit der Linken die Hand meines Vaters herzlich schüttelte, — „ich habe von Ihnen eine Lektion im Fechten erhalten, dafür will ich Ihnen eine im Rauchen geben, und der Herr Oberst wird erlauben, daß dies gleich geschieht.“

Der Oberst hatte die leidenschaftliche Aufwallung meines Vaters sehr wohl bemerkt, und den ganzen Hergang durchschaut. Ein Mann von wohlwollendem unbeengtem Herzen, wie er war, ließ er die jungen Leute gewähren, und reichte meinem Vater eine Pfeife.

Von diesem Tage angefangen, waren mein Vater und der Blondgelockte bei Pfeifendampf, Gläsergeklirre und Kanonendonner die innigsten Freunde und Brüder.

In der Schlacht von Aspern fiel der Blondgelockte, als er eben an der Spitze seiner Kompagnie mit hoch erhobenem Degen weit in die Donau vorgedrungen war, von einer Kugel in die Brust getroffen. Ein Korporal trug ihn, der seines Heldenthums und seiner Freundlichkeit wegen von jedem seiner Soldaten vergöttert ward, vor den feindlichen Reihen vorbei an's Ufer. Als ein Kamerad des Todten — mein Vater wohnte dieser Affaire nicht bei — seine Taschen untersuchte, fand er darin einen Liebesbrief, von Damenhand geschrieben, einen Pfcopszieher, und ein halbes gebratenes Huhn, aber keinen Kreuzer Geld.

L u t h e r

an seine lieben deutschen Landsleute

(Fortsetzung.)

Ich fand mich bei dem Reichstag ein,
Bereit, fest wie ein Fels zu sein,
Vor Karl'n, Kurfürsten, Fürsten, Ständen
Zu wanken nicht, wenn Qual und Tod
Von allen Seiten auch mir droht;

Was ich begonnen, zu vollenden.
Blutsauer wurde mir der Streit,
Denn Eck, mein Feind und Widersacher,
Vertheidigte den Ablasshacher,
Des Oberhaupt's der Christenheit
Unsinnige Unfehlbarkeit,
Und Alles, was im Widerspruche
Mit Gottes Wort, im heil'gen Buche
Auf Wahrheit und Vernunft beruht,
Besiegelt durch des Heilands Blut.

Man meinen Widerruf erheischte,
 Er tobte wie ein grimmes Thier,
 Allein er sich, wie Feder täuschte,
 Ich sprach gefaßt: „ich stehe hier!
 „Nicht anders kann ich, Gott helf' mir!“
 So war mein Loos mit nun gefallen,
 Es schützte noch mich mein Geleit,
 Allein doch nur auf kurze Zeit,
 Dann waren hunderttausend Krallen,
 Mich zu zerreißen, schon bereit.

Mein edler Kurfürst dies erkannte
 Und fürchtend Karl's und Leo's Macht
 Bei meiner Heimkehr, wohl bedacht,
 Er unterwegs mir Rettung sandte;
 Denn zum Gefangenen gemacht,
 Ward nach der Wartburg ich gebracht,
 Das Unheil von mir abzuwenden,
 Nicht durch Leo's Unfehlbarkeit
 Gleich einem Bösewicht zu enden,
 Den man mit Recht dem Tode weihet.
 Wie Viele, schuldlos im Gewissen,
 Von allen Makeln baar und frei,
 Weil sie der röm'schen Klerisei
 Die Larve vom Gesicht gerissen,
 Der Herrschsucht, Habsucht, Gleißnerei
 Mit bitt'rer Todespein, zu büßen.
 Es holten mich bei Allenstein
 Zwei Edelleut' mit ihren Knechten
 In einem Hohlweg stürmisch ein;
 Sie überfielen mich zum Schein,
 Damit sie mich in Obhut brächten*)

*) Da der Vorsatz, Luther in Worms zu einem Widerruf zu bewegen, ganz erfolglos blieb, so bewirkten dessen Widersacher, daß der Kaiser mit Bezug auf die päpstliche Bulle ein strenges Edikt gegen ihn und seine Anhänger erließ, wodurch er also für vogelfrei erklärt wurde. Der Kurfürst sah sich daher außer Stande, ihn zu schützen, und für seine Freiheit und sein Leben besorgt, ließ er ihn daher auf der Rückreise von Worms, ohne daß er davon unterrichtet war, fest nehmen und in ein sicheres Asyl bringen. Dazu beauftragte er ein Paar Edelleute, welchen er sein volles Vertrauen schenken konnte. Diese mit zwei Knechten geboten dem Fuhrmann anzuhalten, ergriffen Luther scheinbar mit Ungestüm und zogen ihn aus dem Wagen. Ein Knecht fuhr mit dem Fuhrmann auf dem Wagen fort, während dessen wurde Luther ein Reitergewand angelegt, man setzte ihn auf ein Pferd und hinter ihm ritt einer der Knechte, damit es den Schein habe, daß sie einen Gefangenen mit sich führten. So durchzogen sie den Wald, bis sie die Nacht überfiel; sie gelangten mit Luther um Mitternacht auf die Wartburg und dort wurde er unter dem Namen Junker Georg den Bewohnern der Burg vorgestellt, und als ein Gefangener überliefert, aber sehr glimpflich behandelt. Nach der Anordnung des Kurfürsten begnügte er sich mit der Versicherung, daß Luther vor der Nachstellung seiner Feinde sich in Sicherheit befände, wollte aber schlechterdings nichts davon wissen, wo, damit er, auf Befragen danach, ohne die Wahrheit zu verlegen, behaupten könne, der Ort seines Aufenthalts

Ich einsam auf der Wartburg zwar
 Und gleichsam ein Gefangener war,
 Doch hatt' ich Trost darin gefunden,
 Daß man, mich schützend vor Gefahr
 Aus Menschenfreundlichkeit gebunden.
 Nun weih't ich alle meine Stunden
 Um zu erforschen Gottes Wort,
 Und unermüdet schrieb ich fort.
 Es war ein unaufhaltsam Streben,
 Verfolgend die betret'ne Bahn,
 Die meiner Lehre zugethan,
 Mit Gottvertrauen zu beleben,
 Und wenn sich die Verfolger nah'n,
 Nicht wie ein Feigling zu erbeben*)
 Da ich so ohne Unterlaß,
 Geschieden von der Welt, studirte,
 Die heil'ge Schrift erst prüfend las,
 In dumpfer Stubenluft nur saß,
 Ich, daß ich kränkelte, verspürte,
 Da mancher Freund den Rath mir gab,
 Um wieder rüst'ger mich zu sehen,
 Zu greifen nach dem Wanderstab,
 Und in die freie Luft zu gehen;
 Befolgend diesen Freundschaftsrath
 Ich durch Lustwandern mich zerstreute,
 Manch Jagdrevier ich selbst betrat,
 Heimkehrend mit des Jägers Beute**)

sei ihm gänzlich unbekannt. Ohne dieses großherzige, menschenfreundliche Benehmen gegen Luther würde er, wie so Viele vor ihm, als ein Märtyrer des Fanatismus, der hierarchischen Herrschaft und ihrer nie zu sättigenden Gargier geworden, und sein Unternehmen, die christliche Religion von so vielen Verunstaltungen und Mißbräuchen zu befreien, im Keime erstickt sein. Der edle Kurfürst hat sich dadurch, anspruchslos, in den Annalen der Geschichte ein glorreiches Denkmal auf ewige Zeiten gesetzt, wie so viele Eroberer, von Alexander dem Großen an, bis auf unsere Zeit, die auf blutbefleckter Bahn in den Tempel der Unsterblichkeit gedrungen sind. Man hat einen preiswürdigen Verein gestiftet, den beklagenswerthen hilflosen evangelischen Gemeinden in ihrer Bedrängniß Unterstützung zu verschaffen; die neue deutschtholische Kirche verdiente wohl einer ähnlichen allgemein wohlthätigen Unterstützung, und es wäre wünschens- und der äußersten Beachtung werth, auch für sie einen solchen Verein zu stiften und ihn nach diesem Kurfürsten zu benennen.

*) Luther schrieb auf der Wartburg die deutsche Postille, viele Trostbriefe an seine Freunde, und studirte mit großem Fleiß das alte und neue Testament in der Ursprache, der hebräischen und griechischen. Hier verfaßte er die Schrift: von Klostergelübden, worin er darthat, daß diese Gelübde, da sie wider Gottes Gebot wären, ohne sich einer Sünde schuldig zu machen, gebrochen werden könnten. Da er selbst wider des Vaters Willen das Kloster-Gelübde abgelegt hatte, so widmete er diese Schrift gleichsam zur Sühne für diesen Ungehorsam, seinem Vater.

**) Einige seiner zuverlässigen Freunde nahmen Luther selbst mit auf die Jagd. Damit er aber, wenn diese verhindert wurden, ihn zu begleiten, nicht von seinen Spaziergängen abgehalten würde, hatte er einen zuver-

Auf mancher Wanderung vernahm
 Ich Vieles, was man mir verhüllte,
 Erfreulich war es nicht, mit Gram
 Und Sorgen es mein Herz erfüllte;
 Ich seufzte dann wehmüthig schwer:
 „Ach wer zu Wittenberg doch wär!“
 Dem Trieb konnt ich nicht widerstehen,
 Hinab nach dem so theuren Ort —
 Es war ein Wagespiel — zu gehen,
 Gewaltiam trieb mich Sehnsucht fort.*)
 Zwar von dem Weltgewühl geschieden,
 Hielt ich's für Pflicht, nach meinem Eid
 In meiner frühern Thätigkeit —
 Von Selbstsucht fern — nicht zu ermüden
 Zum Heil der ganzen Christenheit;
 Die Bruderschaft war nicht vergessen,

lässigen Reiterknecht auf seinen Excursionen. Mit diesem kam er sogar, unerkannt, in einige benachbarte Klöster. Luther rühmte die Treue dieses Knechts. Er hatte zwar längst sein Mönchsgewand mit der Tracht eines Laien vertauscht und trug, nach damaliger Sitte, ein Schwert an der Seite, aber auch immer ein oder ein Paar Bücher in seiner Tasche, um auf solchen Excursionen seinen Geist zu beschäftigen. Da rieth ihm sein Begleiter wohlmeinend und treuherzig: in Herberge nie das Schwert abzulegen und zu lesen, man könnte ihn sonst leicht für einen Priester halten.

*) Luther kam im November dahin und ging zu seinem Freunde Nicolaus Arnsdorf, der ihn auf der Reise nach Worms begleitet hatte. Hier blieb er

Zu der als Mönch ich mich gefellt*)
 Der Mißbrauch von den vielen Messen
 Auf meine Mahnung abgestellt**)
 Was ich gelehrt, gleich einem Funken
 Des Lichts in rabenschwarzer Nacht,
 War nicht durch meinen Bann und Acht
 In Finsterniß gänzlich versunken,
 Es ward — nicht fürchtend Rom's Macht —
 In vieler Herzen angefaßt.

einige Tage und besprach sich mit einigen seiner gleichgesinnten Freunde. Seine Anwesenheit blieb indeß nicht verschwiegen, ein Kanzlist hatte davon etwas erfahren und davon geschwaht, nun wollten ihn einige fürstliche Person und einige Männer von hohem Stande sehen und sprechen; ehe sie aber ihren Zweck erreichten, war Luther schon eiligst und heimlich wieder nach der Wartburg zurückgekehrt.

*) Die Augustiner-Mönche in Wittenberg.

***) Man nannte sie Privatmessen; sie wurden täglich abgehalten. Luther schrieb folgendes darüber an die Augustiner: weil im neuen Testamente uns ein Priester sei, der sich selber am Stamme des heiligen Kreuzes zur Versöhnung des menschlichen Geschlechts und zur völligen Vergeltung aller Weltünden geopfert, so könne und möge das heilige Sakrament des Abendmahls, welches die Gläubigen nach Christi Befehl essen und trinken und seines Todes dabei gedenken sollen, nicht Opfer und Genugthuung sein für der Lebendigen Sünden, viel minder für die Todten: deshalb könne und solle man das tägliche Messopfer unterlassen.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Zur Völkertunde. Moriz Wagner sagt in einem, in der „Allgem. Stg.“ veröffentlichten Aufsatz über die Wesiden oder Teufelambeter: das ist ein alter, löblicher und großartiger Zug im russischen Regierungsprincip, den wir nicht rühmend genug hervorheben können, daß man dort all' die Hunderte von Völkerstämmen, jeden in seiner Formel, zu dem unbekanntem Wesen reden läßt, Jedem, wie der alte Fritz sich ausdrückte: nach seiner Fagon selig zu werden vergönnt. . . . Gueber und Hindus dürfen nach Buka zu den ewigen Feuern wallen, die Wesiden ihrem geflügelten Melek Taufopfern — ob die Völker dem Ormuzd oder Ahriman, dem Licht oder der Nacht mehr Ehre gönnen, das kümmert die russischen Statthalter nicht, wenn sie nur sonst nichts Ukaßwidriges begehen und dem Kaiser geben, was des Kaisers ist. Nie hat man von diesen Secten geschriebene Dogmen oder kirchliche Statuten gefordert. Nie ist man im autokratischen Rußland gegen Heiden, Islamiten oder Teufelambeter durch Religionsverbote einge-

schritten; nie hat man ihnen das Recht gemeinschaftlicher Andacht verwehrt.

Ein Schuleramen. Im Hannöverischen waren die Schullehrer selbst in den Dorfschulen angewiesen worden, ihren Schülern und Schülerinnen nicht nur in dem Elementarkenntnissen, Lesen, Schreiben und Rechnen Unterricht zu ertheilen, sondern auch in Geschichte und Erdbeschreibung ihres Vaterlandes, um bei den Kindern dadurch patriotische Gesinnungen zu erwecken.

Ein Schulmeister in einem Dorfe hatte bei seinem Unterrichte in der Geographie den Kindern gelehrt: „Hannover ist die Hauptstadt des Königreichs Hannover; es ist eine schöne große Stadt und liegt an der Leine.“

Jeden folgenden Tag pflegte er seine Schüler und Schülerinnen über den zuvor ertheilten Unterricht zu examiniren, ob sie sich das, was er gelehrt, in's Gedächtniß eingepägt hätten. So fragte er

daher einen Knaben: „wie heißt die Hauptstadt des Königreichs Hannover?“

„Hannover?“ war die Antwort des Befragten.
„Was ist sie?“

Nach einigem Besinnen erwiderte der Knabe: „eine hübsche Stadt.“

„Hab' ich nicht gesagt: eine schöne große Stadt? Ich rathe Dir künftig aufmerksamer zu sein. Woran liegt sie?“

Der Knabe, durch den Verweis eingeschüchtert, der mit einem strengen Blicke und einer drohenden Pantomime ausgesprochen, blieb die Antwort schuldig.

„Nun, woran liegt die Stadt Hannover?“ wiederholte der Schulmeister.

Da stammelte der Befragte: „an der Strippe.“

Havannahcigarren. Der Tabak ist in Havannah eines der ersten Bedürfnisse; man würde lieber Hunger ertragen, als den Tabak entbehren. Es ist auch eines der vorzüglichsten Erzeugnisse der Insel, gehörte sonst zum Monopol des Königs, wie in Spanien, die Einwohner der Insel Cuba erhielten aber endlich die Erlaubniß, ihn, gegen eine Abgabe von 30 Piafter für das tabaghero, und 6 Piafter für 1000 Cigarren, zu bauen und auszuführen. Der Verbrauch des Tabaks in diesem Lande ist außerordentlich groß. Die Priester, die Mönche, die Nonnen, die hübschen Damen, die kleinen Knaben und Mädchen, die Schwarzen und die Weißen, Jedermann raucht Tabak. Man raucht auf den Straßen, auf dem Balle, in den Klöstern, in der Sacristei. Die Modedamen rauchen wie Dragoner, wenn auch grazioser. An andern Orten der Insel ist die Leidenschaft des Tabakrauchens noch stärker. In Merida, in Juratum ist das Theater nicht bedeckt und alle Zuschauer rauchen. Dasselbe gilt fast von allen Theatern. Man würde es für sehr lächerlich halten, wenn Jemand dahin käme, ohne eine Cigarre im Munde zu haben. Eine Negerin geht nie aus, ohne eine Cigarre im Munde, oder hinter dem Ohre, oder in den Haaren zu haben. Mit der Cigarre in der Hand kann man auf der Straße den ersten Besten anhalten, dem man begegnet, wäre es selbst ein Grand von Spanien erster Klasse, und zu ihm sagen: candela! Er nimmt sogleich seine Cigarre aus dem Munde und reicht sie hin; man zündet die seinige daran an, und ein flüchtiges Grüßen zum Danke ist hinreichend.

Der **Londoner Punch** macht bei Erwähnung der Mendelssohn'schen Lieder ohne Worte die Bemerkung: es seien dies die einzigen Lieder, die seit dem 2. December v. J. in der französischen Republik außer den Hymnen an Napoleon und dessen Refusen gesungen werden dürften.

Eine Verhandlung vor einem Schwurgericht. Vor einem Schwurgericht stand ein mehrmals bestrafter Dieb, der dadurch schon eine große Fertigkeit erlangt hatte, auf alle Fragen, anscheinend, mit der Miene naiver Einfalt solche Antworten zu geben, die ihn in den Augen der beschränkten Geschworenen günstig sein konnten, um ihn für nicht schuldig zu erklären.

Der Staatsanwalt durchschaute diese List und bemerkte: „Ihr scheint es zu einer großen Fertigkeit gebracht zu haben, Euch aus allen Schlingen zu ziehen.“

„Ne! det gewiß nich.“ erwiderte der Angeklagte, „denn sonst wär' ick nich gefangen.“

Diese Antwort, mit einer unerschütterlichen pflegmatischen Gleichgültigkeit ausgesprochen, wurde von den Zuhörern nicht allein laut belacht, denn es fehlt nicht bei solchen öffentlichen Verhandlungen an Wahlverwandten mit den nichtswürdigsten Angeklagten, sondern auch ein unverschämtes Bravo! ließ sich vernehmen.

Der Staatsanwalt verwies dieses impertinente Lachen der Zuhörer mit der Erklärung: „wenn solches noch einmal stattfinden sollte, würde er die Tribüne räumen lassen, was aber den Bravorufer betrifft, so ist er zu entfernen und ich frage: wer ist es gewesen? Keine Antwort: also theilen Alle diese Unverschämtheit? — Gut! so muß die Tribüne von allen Zuhörern gesäubert werden.“ Er winkte einem Paar zu diesem Behuf anwesenden Beamten, und als solche dieser Anordnung Folge zu leisten sich anschickten, bezeichnete Einer der Zuhörer einen jungen Menschen mit orientalischer Physiognomie, die den Stempel der Aufgeblasenheit und Insolenz trug. Er gehörte zu den Reformjuden, galt unter seinen Leuten und bei seines Gleichen für einen Literaten, und für einen fleißigen Correspondenten der von Juden redigirten Zeitschriften, deren Redakteure mit diesem israelitischen Literaten befreundet waren. Er machte Miene, sich zu widersetzen, wollte sprechen, aber der Staatsanwalt, ein Mann voll Energie, gebot ihm gebieterisch Schweigen, und einer der zur Aufrechthaltung der Ruhe beorderten Beamten ergriff ihn am Arme und brachte ihn an die freie Luft.

Der Staatsanwalt benutzte dies Intermezzo, um dadurch zu beweisen, wie der mehrmals schon bestrafte Dieb ein sehr verischmizter und gefährlicher Mensch sei, und als der Defensor in seiner Rede diese erheuchelte Einfalt zu seinem Vortheil erwähnte, äußerte der Staatsanwalt: „ich bedaure es aufrichtig, daß Sie dadurch so wenig Scharfsinn verrathen, sich durch solche Spiegelfechtereien täuschen zu lassen. Man muß sehr kurzichtig sein oder, was ich nicht anzunehmen wage, weil es nur eine Beleidigung enthalten würde eine Sympathie für ein solches

Subject verriethe, diese Stupidität nicht für eine List eines geriebenen Schlaukopfs zu halten."

Die Geschworenen sprachen auch ihr schuldig aus, und da er sich zum dritten Mal wegen Diebstahls schuldig gemacht, so wurde er zu einer vieljährigen Zuchthausstrafe verurtheilt.

Drolliges Mißverständnis. Der Besitzer eines kleinen Grundstückes, von dessen Ertrag er sich nothdürftig ernährte, über hundert Meilen von der Residenz, machte zu seiner großen Ueberraschung und Freude eine große Erbschaft. Ein Oheim, ein alter geiziger Hagestolz, der durch glückliche Unternehmungen, mitunter auch wohl wucherische Geschäfte ein ansehnliches Vermögen zusammengeschart hatte, war, ohne ein Testament zu machen, plötzlich an einem Schlagfluß gestorben, als er in Eisenbahnactien, die er in der Hoffnung, daß sie steigen mußten, da sie statt dessen bedeutend gefallen waren, einige Tausend Thaler verloren hatte.

Sein Nefte, um den er sich nicht gekümmert, aus Furcht, er möchte ihn mit Bitten um Unterstützung behelligen, war geselich der nächste Erbe, und er machte sich nun sogleich auf den Weg, nach der Haupt- und Residenzstadt, um mit Hilfe eines Rechtsanwalts seine Erbschaft in Empfang zu nehmen.

Er war von seiner Scholle nie weiter als ein Paar Meilen in kleine Städte, Seitenstücke zu dem bekannten Krähwinkel, gekommen, wo er seinen Roggen, Gerste, Heu und Stroh u. dgl. verkauft hatte. Jetzt ein steinreicher Mann, fühlte er instinktmäßig, daß er in der großen Stadt nicht in einer Ausspannung einkehren und sich in einen Gentleman metamorphosiren müsse.

Er erkundigte sich sogleich nach einem Gasthof erster Klasse. Man wies ihn dorthin, und obschon sein Aeußeres, und der kleine Koffer, den er mitbrachte, bei dem Wirthe einiges Bedenken erweckte, ob er ihn aufnehmen solle, so war dieses schnell beseitigt, als er seinen Namen und sich als Universalerbe des verstorbenen notorischen sehr reichen Rentiers nannte.

In der von Seiten der gerichtlichen Behörden ihm bekannt gemachten Erbschaft war ihm ein Rechtsanwalt mit Namen vorgeschlagen worden, an den er sich deshalb zu wenden habe. Er sandte sogleich zu diesem, und solcher ließ nicht lange auf sich warten.

Der Rechtsanwalt stellte ihm nun vor, wie er sich in seinem Kostüm nirgends sehen lassen könne, und es zuvörderst nöthig sei, sich zu meta-

morphosiren, und da er wohl merkte, daß es seinem Klienten an Geld dazu fehlte, so verschaffte er ihm durch einen Israeliten, mit dem er befreundet war, ein Darlehen, freilich nur auf kurze Frist, wobei die gesellichen Zinsen wucherisch überstiegen wurden.

Um diese Verwandlung einer Raupe in einen bunten Schmetterling zu bewirken, bedurfte es wenige Stunden, denn es fehlt in der Residenz nicht an Gelegenheit, sich mit Allem zu versehen, was die neueste Mode erheischt, um sich äußerlich den Firniß von Eleganz zu geben.

So war denn auch dieser Glückspilz bald in einen eleganten Mann verwandelt worden, nur freilich konnte nicht das linkische Wesen, die Bornirtheit, die sich in seiner Physiognomie ausdrückte, die derben Fäuste, wenn er die hellgelben Handschuhe, die ihn sehr belästigten, ausgezogen hatte, und die mit den Spitzen einwärts gekehrten Elefantensfüße verwandelt werden.

Den Tag darauf sagte ihm ein Diener, als er das Geschirr des ihm gebrachten Frühstückes wieder abholte: ob er am Mittage im Hôtel speisen werde.

„Das versteht sich von selbst,“ war die Antwort.

Um zwei Uhr wird gespeist, und Sie werden sich eine Treppe niedriger dazu in Nr. 6 gefälligst einfinden.

Es schlug zwei Uhr. Der Bediente erinnerte ihn, daß es Zeit zum Essen sei und führte ihn nach dem Speisezimmer. Im vordersten waren einzelne kleine Tische gedeckt und servirt, in einem daran stoßenden Saale eine lange servirte Tafel.

Als er eintrat, kam ihm ein Diener, mit einer schneeweißen Serviette über dem linken Arm entgegen und fragte ihn: „werden Sie von der Charte speisen?“

„Ne!“ herrschte ihn der Befragte an, „von einem Teller.“

J. F.

Der Krebs und die Schnecke.

(Eine Fabel.)

„Vorwärts!“ ruft laut ein Krebs.

„Du vorwärts?“ fragt die Schnecke.

„Ich denke nicht daran, ich ruf' es nur, Damit man mich nicht höhnisch neckt; Zuwider ist mir's von Natur;

Ich widerhol' es oft, damit man meine Spur — Dadurch getäuschet — nicht endecke.“

K. W.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Bruno Hinze in Leipzig.